

DUDEN

ELISABETH KABATEK

Schwäbisch

VOM SCHWÄTZA, SCHAFFA
OND LACHA







ELISABETH KABATEK

Schwäbisch

Vom Schwätza, Schaffa
ond Lacha

Dudenverlag
Berlin



Vorwort

Mit dem schwäbischen Dialekt verbindet mich eine wechselvolle Geschichte. Ich bin in Gerlingen bei Stuttgart aufgewachsen, in einer abgesehen von meinem Vater sehr stark Dialekt sprechenden, landwirtschaftlich geprägten Familie. Als ich auf das Gymnasium kam, trafen dort die Schwäbisch schwätzenden Kinder aus dem alten Ortskern auf die »hochdeutschen« Kinder der zugezogenen Familien, die oben auf der Schillerhöhe wohnten und bei Bosch oder Daimler arbeiteten. Die Zweiteilung war nicht nur eine geografische. Damals hatte ich zum ersten und bestimmt nicht letzten Mal das Gefühl, dass Schwäbisch von Menschen, die nicht aus Schwaben stammen, in die Kategorie »ungehobelt und ungebildet« eingeordnet wurde. Nach dem Abitur verließ ich das schwäbische Sprachgebiet, lebte im In- und Ausland und kehrte erst Jahre später nach Stuttgart zurück. Da ich immer wieder die Erfahrung gemacht hatte, aufgrund meines Dialekts belächelt oder aufgezogen zu werden, hatte ich mir Schwäbisch weitgehend abgewöhnt. Anfangs empfand ich geradezu Widerstreben, Schwäbisch zu sprechen.

Langsam, über die Jahre, änderte sich meine Haltung. Immer mehr wurde mir bewusst, dass der Dialekt keine Last ist, sondern ein Schatz – ein zusätzliches Register, auf das man bei Bedarf zugreifen kann, und ein Teil meiner Identität. Der Dialekt bringt andere Facetten ins Spiel, er spiegelt Mentalität und Geschichte meiner Heimat wider, und mit ihm lassen sich Dinge auf eine Weise ausdrücken, wie es in der Standardsprache nicht

möglich ist. Zunehmend fing ich an, diesen Schatz für mich zu entdecken und auch Texte auf Schwäbisch zu schreiben. Wenn ich in Dörfern und Städten Lesungen auf Schwäbisch abhielt oder schwäbisches Kabarett machte, sammelte ich die schönsten Sprüche aus dem jeweiligen Ort. Oft kamen hinterher ältere Menschen zu mir, um sich zu bedanken. Sie litten darunter, dass ihre Kinder und Enkelkinder lieber Hochdeutsch sprechen wollten als Schwäbisch. Sie hatten den Eindruck, dass der Dialekt immer mehr ausstirbt und sie immer mehr ihre Identität verlieren.

Heute bin ich der Meinung, dass Dialekte ein Kulturgut sind und gehütet und gepflegt werden müssen, weil sich in einer globalisierten Welt die Sprachen immer mehr angleichen. Ganz erstaunlich war für mich, dass mir beim Prozess des Schreibens scheinbar längst vergessene Wörter und Ausdrücke aus meiner urschwäbischen Kindheit wieder ins Gedächtnis kamen, oft auch verbunden mit einer Anekdote. Das Schwäbisch, das diesem Buch zugrunde liegt, ist das Schwäbisch meiner Stuttgarter Heimat, wobei immer wieder auch auf den Sprachgebrauch in anderen Regionen verwiesen wird. Sprache und sprachliches Erleben sind aber nicht nur davon abhängig, in welchem Sprachraum jemand aufgewachsen ist oder lebt, sondern haben immer auch mit der eigenen Geschichte und Identität zu tun. So kennt manche Leserin und mancher Leser vielleicht Wörter oder Wendungen in anderen Varianten oder Kombinationen als in diesem Buch beschrieben.

Alle neueren wissenschaftlichen Publikationen zum Schwäbischen sowie der »Sprechende Sprachatlas

Baden-Württemberg« stammen von Hubert Klausmann und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen. Ich hätte insbesondere die Kapitel zur Entstehung der schwäbischen Dialekte, zu ihrer Unterteilung und geografischen Zuordnung ohne diese Unterstützung nicht schreiben können. Was den Wortschatz angeht, ist unübertroffenes Standardwerk das »Schwäbische Handwörterbuch« von Hermann Fischer und Hermann Taigel.

Möge dieses Buch denjenigen viele Wiedererkennungsmomente bescheren, die sich mit dem schwäbischen Dialekt auskennen, und allen, die nicht damit aufgewachsen sind, helfen, sich im schwäbischen Sprachraum willkommen und daheim zu fühlen!

Adele!

Begrüßung und Abschied

Der letzte württembergische König, Wilhelm II., der von 1891 bis 1918 regierte, ist im kollektiven Bewusstsein als volksnaher Monarch verankert. Er wohnte in Stuttgart nicht im Neuen Schloss wie seine Vorgänger, sondern im Wilhelmspalais (heute Stadtpalais), von wo aus er täglich mit seinen beiden Spitzern Ali und Rubi Spaziergänge unternahm – wie ein normaler Bürger eben. Wenn er seinen Untertanen und Untertaninnen begegnete, grüßten sie ihn mit einem respektvollen, aber simplen »Grieß Gott, Herr Kenig!«, worauf er zurückgrüßte und dabei seinen Hut lupfte, selbst vor den Dienstmägden. Mit Hut und Hunden ist er auch als Denkmal vor dem Stadtpalais verewigt.

Als Kind grüßte auch ich noch alle Erwachsenen, die mir auf dem *Trottwa* (>Gehweg<) in Gerlingen entgegenkamen, mit einem artigen *Grüß Gott*, egal, ob ich die Person kannte oder nicht, und bekam *Grüß Gott* zur Antwort. Das war üblich, selbst in einem Ort mit 20 000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Das ist längst nicht mehr so und *Grüß Gott* wird zunehmend ersetzt durch das hochdeutsche *Hallo*, gerne schwäbisch auch *Hallole*, *Ich grüße Sie* oder *Dag*, aber auch durch *Guda Morga* und *Gudn Obend / Gud Na(ac)hd*. Im »Sprechenden Sprachatlas« ist das abgekürzte *Dag* in der Osthälfte von Baden-Württemberg dokumentiert und ein immer seltener vorkommendes *Grüß Gott* in der Westhälfte, das im Süden zu *Grüaß* oder *Griaß Gott* wird.

Der in der Pandemie verloren gegangene Handschlag (schwäbisch *an Badsch gäba*) ist zumindest bei offiziellen oder formellen Anlässen durchaus wieder üblich und passt zu den eher zurückhaltend-distanzierten Umgangsformen in Schwaben. Herzliche Umarmungen sind erst nach zwanzig bis dreißig Jahren Bekanntschaft denkbar. Nun gut, das klingt jetzt ziemlich böse, aber vor allem in der älteren Generation bleibt man erstens ziemlich lange beim *Sie* und zweitens körperlich auf Distanz. Um das Dilemma »Sie oder du« zu lösen, gibt es in Schwaben eine clevere Lösung, das *ihr*. Das benutzt man im Gespräch mit mehreren Personen, für die man *Sie* als zu formell und *du* als zu



persönlich empfindet. Beispielsweise könnte ein Wirt oder eine Wirtin in einer Besenwirtschaft, in der es in der Regel informell zugeht, fragen: »Wellad ihr lieber an den oder den Disch hocka?« Eine einzelne Person würde er oder sie dann trotzdem siezen. Die ansonsten verbreitete Distanziertheit im Umgang ist bei jüngeren Menschen inzwischen weniger stark ausgeprägt.

Für den Abschied verwendet man im Schwäbischen hauptsächlich ein Wort, nämlich das vom französischen *adieu* abgeleitete *Ade*. Das wird im zentralen Schwaben mit einem langen e gesprochen, im Westen dagegen auf der ersten Silbe betont und auch mal *Adje* oder *Adjö* ausgesprochen. Im »Schwäbischen Handwörterbuch« (S. 63) steht zu lesen, dass der am häufigsten benutzte Abschiedsgruß neben *Ade* »B'hüet di/Sie Gott!« war, also »Behüte dich/Sie Gott!«, worauf man mit »Und euch auch« antwortete. Während sich *Pfiat di* im Bairischen erhalten hat, ist es aus dem Schwäbischen beinahe völlig verschwunden; im »Sprechenden Sprachatlas« finden sich noch Beispiele aus dem Südosten des Landes. Wahrscheinlich droht dem schönen Wort *Ade* dasselbe Schicksal, denn man hört es immer seltener. Dabei ist *Ade* oder *Adele* ein weitaus schönerer Abschiedsgruß als die mittlerweile gebräuchlichen *Wiedersähn*, *Tschau* oder *Tschüssle*! Auch hört man im Geschäft oder unter Bekannten die Verabschiedungen »Scheene Middag!« oder »No an scheene Obend!«. In meinen Ohren klingt das künstlich und passt nicht zum Schwäbischen. Schwäbisch ist sehr direkt, manchmal ein wenig grob, aber auf keinen Fall übertrieben höflich. Im Schwäbischen säuselt man nicht. Dann doch lieber nur: »Adele! Ond schaffads' guat!«

Artikel

Der Butter

Sie sind bei schwäbischen Bekannten zum Frühstück eingeladen und wollen gerne auf Ihre Brezel Butter streichen, die ist aber am anderen Ende des Tisches? Dann sagen Sie: »Gib mir amol den Buddr rom!« Die Butter ist nämlich männlichen Geschlechts. *Der Butter* ist sicher das bekannteste Beispiel, bei dem im Schwäbischen aus dem weiblichen ein männlicher Artikel wird. Aber auch viele andere Substantive wie *dr Schogglad*, *dr Zeh* (oder *Zaia*), *dr Schneck* oder *dr Socka* sind männlich, genauso *der Backa*, wie beispielsweise in der heute eher scherzhaft benutzten Drohung: »I schlag dr a baar an (den) Backa noh!« (>Ich gebe dir ein paar Schläge auf die Backe!<, sprich: >Ich haue dir eine runter!<) Im Jahr 2020 löste außerdem *dr Virus* nicht *das Virus* die Coronapandemie aus.

Es gibt hingegen auch Fälle, in denen Substantive ins Neutrum wechseln, so wird aus *die Ecke* *'s Eck*, aus *der Teller* wird *'s Deller*. Verkehrsmittel sind grundsätzlich männlich, wenn sie mit Nummern abgekürzt werden. In Stuttgart heißt die Straßenbahn offiziell Stadtbahn, aber die meisten Leute sagen immer noch *Stroßaboh*, und wenn sie mit der Linie 6 fahren, dann nehmen sie *den Sechser*. Schön dokumentiert ist das in einem Lied des legendären schwäbischen Liedermachers Wolle Kriwanek: »I muaß die Stroßaboh noch kriaga, bloß der Femfer brengt mi hoim ...«

Artikel stehen grundsätzlich auch vor Namen (*d'Hanelore*, *dr Rainer*) oder Berufsbezeichnungen: »Dr Dokter

Hämmerle hot gsagt ...« Nicht mehr so häufig hört man die Umstellung von Vornamen und Namen mit dem Artikel: »D'Zimmermanns Emilie isch d'Drepp nooghagelt.« (›Emilie Zimmermann ist die Treppe hinuntergefallen.‹) Oft wird im Zusammenhang mit Personen, die einem nahestehen (Eheleute, Kinder), das Possessivpronomen benutzt: »Mei Michael hot jetzt ibrigens a neis Gschäft beim Daimler!« (›Michael hat jetzt übrigens einen neuen Job bei Daimler!‹)



Der Sechser bringt mi hoim

Aussprache

Vokalvielfalt und Lautwandel

Das Schwäbische weist mehr Laute auf als das Hochdeutsche, was für *Reigschmeckte* (›Zugezogener‹) die Aussprache kompliziert machen kann. Im Schwäbischen gibt es je nach Betrachtungsweise sieben oder acht Grundvokale, außerdem Nasallaute und noch mehr Diphthonge. Mit dem normalen Alphabet lassen sich diese Laute nur schwer darstellen (s. Kap. »Verschriftung«). Aufgrund dieser Vielfalt kann hier nur eine Auswahl von Besonderheiten der Aussprache aufgeführt werden (s. auch Kap. »Lenisierung«). Zudem werden diese Eigenheiten im Rest des Buches manchmal zugunsten der Lesbarkeit der Dialektwörter außer Acht gelassen.

Nehmen wir als Beispiel den Satz »Moo gohsh noo no noo?«, also ›Wo gehst du dann noch hin?‹. Je nach Region und Sprecher bzw. Sprecherin gibt es in diesem Satz eine unterschiedliche Anzahl von o-Lauten. *Mo* klingt ähnlich wie das »offene o« in *Korken*, *no* ähnelt dem »geschlossenen o« in *Rose*. Die Vokale können dazu aber noch nasaliert, also leicht näselnd ausgesprochen werden. Ein gutes Beispiel dafür ist auch das Wort *Daube*. Das kann, wenn man es liest, entweder ›gehörlose Menschen‹ oder ›Tauben‹ bedeuten. Bezieht es sich auf die Menschen, wird der Diphthong wie im Hochdeutschen ausgesprochen; sind jedoch die Tauben gemeint, handelt es sich um einen nasalierten Diphthong.

Bleiben wir bei den Vokalen, die sich oft vom Hochdeutschen unterscheiden. Der Vokal *a* wird in der

Wortmitte oft zu *o*. So wird aus *Mann* der *Moo*, aus *Nachbar* der *Nochbor*. Das *a* kann aber auch zu *ä* werden, so verändert sich *waschen* zu *wäscha*, oder gar zu *i*, denn *Sonntag* wird mancherorts zu *Sonndich*. *Sie sagt* kann zudem je nach Region auch zu *sie sechd* oder *sie said* werden. Der Vokal *o* bleibt im Anlaut gleich wie im Hochdeutschen (*Osten*, *Ochse*), kann aber zum Beispiel auf der Schwäbischen Alb im Wort zu *au* werden, so wird aus *rot* dann *raud*. Es lässt sich auch beim *u* beobachten, dass es zu *ua* wird, so wird aus *Kuh* die *Kua*. Anlautendes *u* verändert sich in der Regel zu *o*, wenn es vor *n* oder *m* steht, so wird aus *ungemütlich* *oogmitlich*, aus *umsonst* *omsonscht*. Auch im Wort kann *u* zu *o* werden, so wird aus *Kunst* die *Konscht*, aus *Blumen* die *Bloma* und *Hund* wird zu *Hond*. Ein *i* vor einem *n* kann schließlich zu *e* werden, das *Kind* wird also zu *Kend*.

Auch bei den Umlauten gib es Ausspracheunterschiede zum Hochdeutschen: Das *ü* wird im Anlaut zu einer Mischung aus *ü* und *i*, im Wort wird aus *Füße* dann *Fiaß*, aus *Tübingen* wird *Dibenga* oder *Diabenga*, aus *grün* *grea*, im Stuttgarter Raum bliebe es bei *grün*. Schwierig wird es da bei dem Wort *Hausdier*: Im Neutrum bezeichnet es ›das Haustier‹, im Femininum dagegen ›die Haustür‹. Auch der Umlaut *ö* wird im Anlaut eine Mischung aus *ö* und *e*, im Wort wird er zu *e*, so wird aus *Blödsinn* der *Bledsenn*. Das hochdeutsche *ä* bleibt hingegen gleich, aus *Häschen* wird das *Häsle*.

Überaus reich ist das Schwäbische an Diphthongen: Es gibt insgesamt fünfzehn davon, also sehr viel mehr als im Hochdeutschen! Der Plural von *Haus*, schwäbisch *Heiser* statt *Häuser*, entspricht beispielsweise lautlich nicht *heiser*



Hausdier

sein, sondern enthält einen spezifisch schwäbischen Diphthong, dessen Aussprache in Richtung des Diphthongs *äi* in *Spray* geht. Der hochdeutsche Diphthong *ai* geht wiederum in Richtung *oi*, weshalb aus den *Eiern* die *Oier*, aus *er heißt* *er hoißt* und aus *keiner* *koiner* wird. Richtig kompliziert wird es bei Wörtern wie *Feier*. Das kann nämlich zweierlei bedeuten, entweder die hochdeutsche ›Feier‹ oder das ›Feuer‹, da aus *oi* im Schwäbischen *ei* wird. Genauso kann auch das Wort *leida* doppeldeutig sein – es kann ›leiden‹ oder ›läuten‹ bedeuten. Es gibt aber auch Fälle, in denen im Gegensatz zum Hochdeutschen kein Diphthong vorhanden ist, so heißt die *Aufregung* in Schwaben *Ufregong*. *Net so oifach!*

Berlin

Spätzleskrieg und Schwabylon

Wir schreiben das Jahr 1990. Berlin ist (wieder) Hauptstadt von Deutschland und das hat Folgen: Viele Firmen aus Schwaben ziehen aus Lobbygründen nach Berlin. Die Begeisterung darüber hält sich bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die *Häusle*, *Gärtle* und die Schulen ihrer Kinder im Südwesten haben, in Grenzen. Berlin mag ja nett sein für ein paar Tage Tourismus, aber zum Leben? Viel zu weit weg, viel zu flach, zu groß und vor allem in der völlig falschen Himmelsrichtung. Historisch hat man sich hier schon immer nach Westen und Süden orientiert, nicht

Gsälz

Aus Breschdling, Träuble oder Hengale

Das Wort *Gsälz* gehört zum schwäbischen Grundwortschatz. Ein *Gsälzbrot*, also ein Marmeladenbrot, ist ein beliebtes Frühstück oder ein Imbiss für Kinder am Nachmittag. Eine ordentliche schwäbische Hausfrau würde



niemals industriell gefertigtes *Gsälz* im Laden einkaufen, sondern es immer aus heimischen Früchten selbst machen, zum Beispiel *Breschdlingsgsälz* (›Erdbeermarmelade‹), *Träublesgsälz* (›Johannisbeermarmelade‹), *Hengalesgsälz* (›Himbeermarmelade‹), *Holdergsälz* (›Holundermarmelade‹) oder *Quiddagsälz* (›Quittengelee‹). Sehr beliebt ist auch das *Hägemark* (›Hagebuttenmarmelade‹). Wenn *Gsälz Bleamla kragt* (›Blümchen bekommt‹), bedeutet das, dass die Marmelade verschimmelt ist. Heute wird *Gsälz* mit Gelierzucker hergestellt, aber früher nahm man statt kostbarem Zucker Salz zur Haltbarmachung, daher der Name. Jemand, der gern *Gsälzbrot* isst, ist ein *Gsälzbär*, und das *Gsälz* findet sich auch in einer Redewendung wieder: »Die sen so aushausich (›verschwenderisch‹), die den sogar Buddr anders Gsälz.« *Gsälz* ist zwar die am weitesten verbreitete Bezeichnung für die Marmelade, aber im »Sprechenden Sprachatlas« finden sich noch weitere Varianten: Im Nordwesten des Sprachgebiets heißt sie *Mus*, im Westen *Schlecksel* oder *Gschleck*, im Süden *Ein-gemachtes* und im Nordosten *Streiche*.

Guck

Die Tüte stiftet Verwirrung

Die *Guck* ist eine schlichte Tüte, ursprünglich aus Papier, heute aus Papier oder Plastik, immer im Zusammenhang mit dem Einkaufen. Wohl wenige schwäbische Wörter

verursachen so viel Verwirrung wie dieses: Eine Bekannte von mir aus Frankreich, die Deutsch sprach, aber kein Schwäbisch, wurde in einem Laden von der Verkäuferin gefragt, ob sie gerne *a Guck* hätte. Darauf antwortete sie: »Ich weiß nicht, was das ist, aber ich hätte gerne eine Tüte.« Eine Schwäbin hingegen erzählte mir, sie habe in Hamburg in einer Bäckerei gefragt, ob sie *a Guck* haben könne. Als die Bäckerin sie verwirrt ansah, korrigierte sie sich und sagte in ihrem besten Hochdeutsch: »Ich hätte gerne eine Gucke.«

Noch mehr Verwirrung stiftet, dass im Norden und in der Mitte des schwäbischen Sprachraums *gucka* ›schauen‹ bedeutet – im Süden sagt man *luga* und im Osten *schaua* (Klausmann 2014, S. 143). *Guck* kann also neben der Tüte auch der Imperativ von *gucken* sein. *Gucke* wiederum kann auch der Gesichtsausdruck sein – bei Fischer und Taigel findet sich die Wendung *eine finstere Gucke machen*. Sie nennen auch *Gucker* in zwei Bedeutungen, als Variante von der Tüte und als ›jemand, der guckt‹. Als Diminutiv habe ich schon *Gückle*, *Gickele* und *Gickle* gehört. Und damit nicht genug: *Gückla* kann auch ›verstohlen blicken‹ bedeuten. Nichts zu tun hat die *Guck* mit dem *Guckeler*, das ist ein Gockel, oder dem *Guckelesdag*, der wie der *Bembemberlesdag* dem Sankt-Nimmerleins-Tag entspricht. »Heidaguggugg!« ist schließlich ein Ausruf des Erstaunens oder der Empörung.

Vermutlich ist *Guck* ein Lehnwort aus dem Lateinischen oder Französischen. Das lateinische *cucullus*, im Deutschen eine *Kukulle*, bezeichnete die kapuzenartige Kopfbedeckung von Mönchen, deren Form einer Tüte ähnelt. Auch die *Gugel* war ein kapuzenähnliches Kleidungsstück

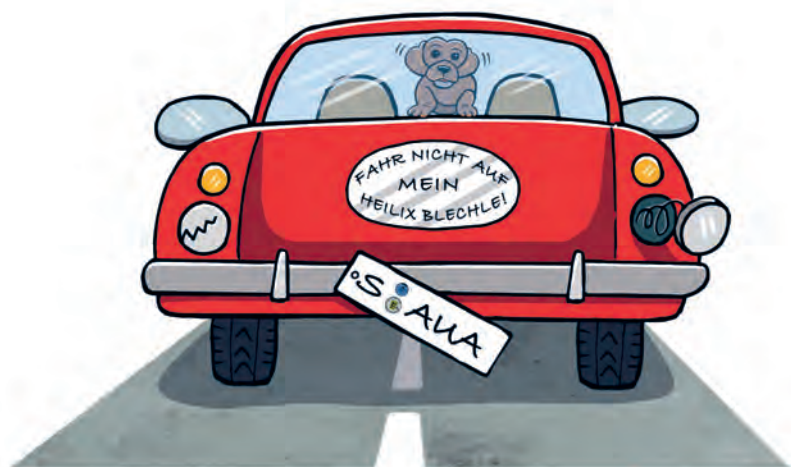


im Mittelalter, in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht bezeichnet sie noch heute eine Narrenkappe, so wie auch die *Guggamusik* Teil der *Fasnet* ist. Eine weitere mögliche Quelle für das Wort ist das französische *coque* mit der Bedeutung ›Schale‹. *Guck, Gucke, Gucker, gucka, gückla?* Niemand hat behauptet, dass Schwäbisch ein einfacher Dialekt ist – vor allem für *Reischmecktle*!

Heilig's Blechle!

Was in Schwaben heilig ist

Im Spanischen gibt es den schönen Ausdruck *aparcar de oído*, was bedeutet, nach Gehör einzuparken. Was in Spanien (nur) als Kavaliersdelikt gilt, kann in Schwaben schwerwiegende Konflikte auslösen. Nein, beim Auto versteht man keinen Spaß! Es ist ein Statussymbol vor allem der mittleren und älteren Generation, es ist Teil der Identität, und nicht nur das, es ist geradezu heilig. In den Zeiten, als man Heckklappen noch mit Aufklebern versah, waren viele Autos mit dem *Bäbbr* »Fahr nicht auf mein Heilix Blechle!« geschmückt. Darauf ist ein Mann zu sehen, der zwar freundlich lächelt, dessen übergroße, abwehrende Hände aber ganz klar signalisieren: Bis hierher und nicht weiter! Im Jahr 1980 landete der schwäbische Liedermacher Wolle Kriwanek denn auch einen Hit mit dem »PS-Walzer«: »I fahr Daimler, d'Stroßghert mir ...«



Es ist nicht verwunderlich, dass das Auto in der Heimat von Gottlieb Daimler einen hohen Stellenwert hat. Der in Schorndorf geborene Maschinenbauer entwickelte in seiner Versuchswerkstatt in Bad Cannstatt zusammen mit August Wilhelm Maybach den Benzinmotor, ließ einen von diesem angetriebenen Wagen 1885 patentieren und legte so den Grundstein für die Automobilindustrie, die bis heute das Rückgrat der Wirtschaft und des Wohlstandes vor allem im Großraum Stuttgart ist. Tausende von Arbeitsplätzen hängen an Daimler-Benz, Porsche und Zulieferern wie Bosch oder Mahle, und die großen Umbrüche in der Autoindustrie wirken sich unmittelbar auf die Region aus. Früher galt es als schwäbisch-bescheiden, seinen Porsche *hinterm Haus* zu parken, um nicht damit anzugeben. Die jüngeren Generationen sind inzwischen deutlich leidenschaftsloser, wenn es um Autos geht.

Aber zurück zum *heiligen Blechle*: Nach der Reformation bekamen die Armen in Württemberg eine Blechmarke, die sie dazu berechtigte, aus dem sogenannten Armenkasten der Kirche Geld zu beziehen, das aus der Kollekte oder sonstigen kirchlichen Einnahmen stammte. Nur ortsansässige Arme bekamen Zuwendungen – sie wiesen sich mit dem Blech aus, das dann zum *heiligen Blechle* wurde. »Heilig's Blechle!« ist heute vor allem als Ausruf des Erstaunens gebräuchlich. Alternativ kann man seine Verwunderung auch mit »Heilig's Korntal!« ausdrücken. Das »Heilige Korntal« direkt neben Stuttgart ist Sitz der Brüdergemeinde, einer Freikirche, die als besonders pietistisch gilt.

Kehrwoch

Rufen Sie die Audiodatei auf der folgenden Webseite auf, um von mir persönlich in die Geheimnisse der schwäbischen Kehrwoche eingeweiht zu werden:
www.duden.de/schwaebisch.



Klischees

Schaffa, schaffa, Häusle baua?

Befragt man Menschen von außerhalb, was ihnen zu den Schwaben und Schwäbinnen einfällt, dann kommen immer dieselben Antworten: Sparsamkeit/Geiz, Fleiß, Tüfteln, Schaffen und Kehrwoche. Bis auf das Tüfteln nicht besonders schmeichelhaft. Was ist denn nun dran an diesen Klischees? Wie überall gibt es auch in Schwaben *sotte und sotte* (>solche und solche<). Beginnen wir mit der Sparsamkeit: Ja, dafür sind die Schwaben und Schwäbinnen

Bildnachweis

S. 2/3: Panda Vector/Shutterstock.com

Impressum

Redaktion Luisa Cimander

Text Elisabeth Kabatek

Illustration Rebecca Meyer

Umschlaggestaltung und -abbildung Tom Leifer Design, Hamburg

Layout und Satz Dirk Brauns, estra.de, Berlin

www.duden.de

www.cornelsen.de

1. Auflage, 1. Druck 2024

© 2024 Cornelsen Verlag GmbH,
Mecklenburgische Str. 53, 14197 Berlin

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Der Anbieter behält sich eine Nutzung der Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne §44 b UrhG ausdrücklich vor.

Das Wort **Duden** ist für die Cornelsen Verlag GmbH als Marke geschützt.

Druck und Bindung: Livonia Print, Riga

ISBN 978-3-411-75665-0



PEFC zertifiziert

Dieses Produkt stammt aus nachhaltig
bewirtschafteten Wäldern und kontrollierten
Quellen.

www.pefc.de